

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 3: 7

Artikel: Worunter haben Sie in der Schule am meisten gelitten? : Das Ergebnis der Rundfrage
Autor: Schohaus, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

W O R U N T E R haben Sie in der Schule am meisten gelitten?

Das Ergebnis der Rundfrage

von Dr. W. S c h o h a u s , Lehrer für Psychologie
und Pädagogik am Seminar Rorschach

Die Antworten auf unsere Rundfrage haben ein erschütterndes Material zutage gefördert. Selbst die kleine Auswahl, die wir im « Schweizer-Spiegel » publizieren können, legt davon Zeugnis ab. Es ist selbstverständlich, dass sich die Veröffentlichung dieser furchtbaren Anklagen nicht gegen die Lehrerschaft als Gesamtheit wendet. Eine solche Missdeutung verbieten schon Stellung und Ruf des Verfassers, Dr. W. S c h o h a u s . Ausserdem wird dem « Schweizer-Spiegel » niemand zutrauen, dass er, dessen höchstes Ziel es ist, mitzuhelfen, dass wir uns untereinander besser verstehen, einen Stand herausgreifen würde, um diesen als solchen anzugreifen.

Wir wissen, welch schweren und verantwortungsvollen Beruf der Lehrer mit seinem Amt übernimmt. Wir wissen, dass es überall Lehrer gibt, die ihrem Beruf mit grosser Selbsthingabe dienen. Ueberdies leidet ja nicht nur das Kind unter den Mängeln der Schule, sondern auch der g u t e Lehrer. Wie oft ist gerade er ein Opfer des Schulhasses, den schlechte Lehrer oder falsche Schulsysteme verschuldet haben! Wir halten es für bedeutsam, dass verhältnismässig so viele Lehrer und Lehrerinnen selbst Leidensbeiträge zu unserer Rundfrage geleistet haben. Es ist auch kein Zufall, dass die nachfolgenden Zeilen gerade von einem Lehrer geschrieben sind:

« Gewiss muss das Schulproblem jedermann interessieren, am meisten wohl den, der seinerzeit gelitten hat, heute aber selbst vor einer Klasse steht und dem nur der e i n e Wunsch auf der Seele brennt, seinen Kindern viel zu sein, seine ihm anvertraute Kinderschar intellektuell zu fördern, ihre Seelennöte zu erforschen und zu beheben, sie zu sittlich-starken Menschen zu gestalten ... Und wenn es dem « Schweizer-Spiegel » durch seine Frage auch nur gelingen sollte, da und dort einen Lehrer oder Eltern zu veranlassen, in sich zu gehen und sich ihrer hohen Aufgabe bewusst zu werden, dann hat er schon Grosses vollbracht, und wenn dadurch auch nur e i n Kind weniger zu leiden hätte. »

Alle Schulnot lässt sich auf drei Grundursachen zurückführen: Sie liegt erstens im System unserer Schule, in der Macht einer vielfach verknöcherten Tradition, der gegenüber

auch der Lehrer als einzelner ohnmächtig ist.

Sie liegt zum andern Teil und hauptsächlich in der Tatsache, dass im Lehrerberuf häufig Leute wirken, denen

eine genügende pädagogische Qualifikation abgesprochen werden muss.

Oft liegt die Quelle des Leidens aber auch in erster Linie beim Kinde selbst, in seiner Ueberempfindlichkeit, in seinem verträumten Wesen, in seiner mangelhaften Selbstdisziplin, in seiner übersteigerten Liebebedürftigkeit, in seinem zähen Festhalten an unerfüllbaren romantischen Erwartungen.

In diesen letztern Fällen wird es durchwegs an der häuslichen Erziehung des vorschulpflichtigen Alters gefehlt haben. Wir müssen uns immer die Tatsache gegenwärtig halten, dass sich eben notwendig die meisten elterlichen Erziehungsfehler im Schulleben rächen müssen; sonst werden wir gegen Lehrer und Schule ungerecht.

Im besondern kristallisieren sich aus den Einsendungen die nachfolgenden Momente heraus, die dem Schulleiden am häufigsten zugrunde liegen:

1. Mangelnde Heiterkeit und Geltungshunger des Lehrers (humorlose Disziplin, einengender Zwang, Misstrauen, Gereiztheit, Pedanterie).
2. Sarkasmus, Spott und Hohn des Lehrers, Angst der Kinder vor dem Ausgelachtwerden und Verstärkung von Minderwertigkeitsaffekten.
3. Ungerechtigkeit und besonders Parteilichkeit des Lehrers, Erschütterung des kindlichen Vertrauens, Verwöhnungen und kränkende Vernachlässigungen.
4. Verständnislosigkeit und Uninteressiertheit des Lehrers gegenüber einzelnen oder allen Schülern.

5. Körperstrafen, Gefühl der Erniedrigung und des Ausgeliefertseins bei den Schülern.

6. Allgemeine Stoffüberbürdung und Leiden der Schüler an der Unzulänglichkeit einem oder mehreren bestimmten Fächern gegenüber.

7. Angst und Gefährdung des Selbstvertrauens durch Hausaufgaben, Klausuren, Prüfungen, Zensuren und Zeugnisse.

8. Mangelnde Entfaltung der Kameradschaft in der Klasse.

Die nachfolgenden Beispiele sind im Sinne dieser Uebersicht ausgewählt und geordnet worden. Jeder Brief soll möglichst einen dieser Tatbestände gut veranschaulichen. — Die Wahl gab uns viel zu schaffen, da die Fülle der Einsendungen ausserordentlich gross ist, und weil wir hier nichts darstellen wollen, was nicht durch viele der eingegangenen Dokumente belegt werden könnte.

Wir beginnen mit einem Bekenntnis, in dem die charakteristische Reaktion freiheitsdurstiger und liebehungriger Jugend gegen kühle Nüchternheit und humorlosen Zwang Ausdruck findet. Der Bericht stammt, nebenbei gesagt, aus der Feder eines sehr bekannten schweizerischen Schriftstellers:

Die Antwort lautet bei mir klipp und klar: Unter der «Autorität» der Lehrer. Es ist und war ganz zweifellos die Gewalt dieser Herrschenden, und zwar habe ich bis in mein letztes Schuljahr vierte Klasse Realschule gezittert und geängstet unter der Macht dieser furchtbaren Herren! — In diesem allerletzten Schuljahr aber, da wir das vierzehnte Altersjahr überschritten hatten, war plötzlich der Bann gebrochen, behandelten uns die Lehrer als Menschen,

kam zum erstenmal zum Durchbruch, dass wir gleichartige Wesen wie unsere Schulmeister waren, und von Stund an ging ich gern in die Schule. Und noch überraschender fast: Von diesem Tage an, da ich merkte, die Herren behandeln mich mit einer gewissen Achtung, war ich einer der besten, wenn nicht der beste Schüler, während ich in den acht Jahren vorher es nie über den Durchschnitt der Klassenleistung gebracht hatte.

Wertvoll ist es vielleicht auch, festzustellen, dass von sämtlichen Lehrern dieser Druck ausging, auch von den gütigen, wenn er auch hier um viele Grade geringer war als bei jenen Menschen, die mir noch heute in der Erinnerung als die Teufel in Menschengestalt erscheinen. Ich denke da namentlich an den Lehrer, den wir in der vierten Klasse hatten. Wenn ich jetzt die Augen schliesse, dann sehe ich ihn vorn am Pulte stehen, schmal und lang, ein Meerrohr in der Hand, er hüpfte von einem Bein aufs andere, leckt die Finger an den Lippen, und ein scheusslich lüsternes Grinsen geht über sein Gesicht. Vor ihm aber steht ein Büblein, das ihm kaum an den Nabel reicht. Im nächsten Moment wird er das Büblein aufheben, über einen Stuhl werfen und grausam auf das Büblein einhauen. Ich muss bemerken, dass ich selber niemals in dieser Art geschlagen wurde: trotzdem ist dieser wiederholt genossene Anblick bis auf diesen Tag nicht aus meinem Gedächtnis verschwunden, und wenn ich Schule sage, so befällt mich die Angst vor einem unsichtbaren, unheimlichen Druck, und zuletzt taucht aus der Erinnerung immer wieder das Bild dieses sadistischen — Schurken — wollte ich schreiben. Aber wenn ich es heute ruhig beurteile, so gab es doch auch Stunden, da selbst dieser Lehrer, dessen Regiment das weitaus härteste war in allen Schuljahren, einen gewissen freundschaftlichen Ton zu uns fand.

Denn das ist doch auch wahr: In meiner Schulerinnerung gibt es fast überall kleine Lichtblicke, die heute jedoch um so schmerzlicher sich betrachten lassen, weil sie zeigen, was diese Schuljahre eigentlich hätten sein können, welche Möglichkeiten eines durchaus herzlichen Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern sich hätten entwickeln lassen: auch die Schüler unter sich hätten in einer andern Atmosphäre

ganz ungleich mehr seelische Bindungen erfahren können.

Wie angedeutet, liegt meine Schulzeit um eine Generation zurück; ich verbrachte sie in einer kleinen Stadt der Ostschweiz, die sich damals rühmte, mit Basel die besten Schulen der Schweiz zu haben. Ich bin überzeugt, dass sich manches geändert und zum Bessern gewendet hat; aber sicher ist, dass noch sehr vieles zu tun bleibt, und dass unserer Schuljugend kein grösserer Schaden erwächst als aus dieser steifleinernen, vollständig verkehrten, überheblichen Autorität der Schulmeister und der gewaltsamen, vergewaltigenden Disziplin. Dass beide vollständig überflüssig sind, habe ich einmal in einer bernischen Landschule erlebt: Eine Klasse von 12jährigen Leuten, Mädchen und Knaben, leisteten Erstaunliches, und von « Disziplin » und « Autorität » war nichts zu spüren; zu spüren war einzig eine hingebungsvolle Liebe der Kinder zu ihrem grossen Kameraden und Lehrer, der ihnen, wie sie alle fühlten, so gut war und soviel für sie tat. ***

Diese unfrohe, bedrückende Schulstubenatmosphäre wird in sehr vielen Einsendungen geschildert und bildet in ebenso vielen den düstern Hintergrund, gegen den sich eine grosse Zahl von peinlichen Einzelerlebnissen abhebt. — Interessant ist die Feststellung, dass auch von « gütigen Lehrern » jener Druck ausging. Das Festhalten an schroffer Autorität und straffer « Disziplin » stammt eben nicht nur aus Herrschsucht oder chronischer Uebellaunigkeit. Oft handelt es sich z. B. auch um den Druck, der infolge der Ansprüche des Lehrplans auf dem Gemüt des Lehrers lastet, der dann in Form solchen Zwanges auf die Schüler weitergepflanzt wird. — Oft liegt der Grund aber auch in einer innern Zermürbtheit des Lehrers, in einer tiefsitzenden Müdigkeit, von der besonders ältere Schulmänner leicht befallen werden können. Autoritative Strenge ist nicht immer

ein Zeichen von Energiefülle, sondern sehr oft auch von Energiemangel. Eine militärische Ordnung — einmal eingeführt — gewährleistet dem Lehrer ein Stundengeben mit minimalem Kraftaufwand, da geht alles wie am Schnürchen, nur selten besteht die Nötigung, sich mit Unvorhergesehenem abzugeben. Eine grössere Freiheit der Kinder stellt an den Lehrer ganz andere Anforderungen: Das Automatische verschwindet aus dem Betrieb, er muss die Schüler weitgehend als Individuen behandeln, er muss eine grosse innere Spannkraft aufbringen, um den spontanen Regungen der Schüler gerecht zu werden. — In dieser Hinsicht wird schliesslich alles, was wir dazu beitragen, die Lehrenden fröhlich und elastisch zu erhalten, auch den Disziplindruck in den Schulstuben vermindern. Dazu gehören nicht zuletzt auch Besoldungen, welche die Sorgen um eine einigermaßen gehobene äussere Existenz ausschliessen und die die Lehrer nicht nötigen, in kraftzersplitternden Nebenämtern weiteren Erwerb zu suchen.

Das folgende Beispiel soll uns zeigen, wie schwierig es gelegentlich für einen Lehrer ist, die Schulfreundlichkeit eines Kindes zu erhalten, das sich durch besondere Empfindsamkeit und Neigung zu Schüchternheit auszeichnet. Welches Erziehtalent wäre nötig, um einem Mädchen all die Leiden zu ersparen, von denen nun die Rede sein wird:

Ich hatte keine Angst vor der Schule. Ich ging ganz gern hin. Aber da wurde ich am ersten Tage schon ausgelacht. Das ertrug ich nicht, und darunter hatte ich dann noch viel zu leiden.

Ich hatte eine etwas schüchterne Natur. An meinem ersten Schultag sandte mich die Mutter mit dem gleichaltrigen Fritz aus dem Nachbarhaus. Er war ein aufge-

weckter, heller Junge und scheute sich nicht zu reden. Er solle mein Fürsprecher sein, empfahl ihm meine Mutter. Da nahm mich Fritz bei der Hand, und wir zottelten wohlgemut ab. Damals wohnten wir in einem Dorf im Oberland. Es war schon eine recht alte Lehrerin, zu der wir mussten. Sie machte zwei Abteilungen. In der Bankreihe der Wand entlang setzte sie die Knaben und in die Fensterreihe die Mädchen. Ein breiter Gang trennte die Geschlechter. Ich wurde von Fritz getrennt. Die Lehrerin selbst hatte unsere Händchen gelöst, die sich so fest gehalten hatten. Da begann ich zu weinen. Die Lehrerin musste lange fragen, bis ich endlich schluchzend hervorbrachte: «Ich will beim Fritz sitzen.»

Da lachten alle Kinder laut und die Lehrerin auch. Aber nachher setzte sie mich dann doch mitten in die Buben hinein neben meinen Spielgenossen. Ich war getröstet. Aber aufschauen durfte ich nicht, denn ich fürchtete immer noch die lachenden Gesichter der andern. Fritz half mir getreu zurecht. Er ordnete meine wenigen Schulsachen unter die Bank, wischte meine Tafel sauber und schrieb mir schnell eine Zeile «i», weil ich sehr langsam arbeitete.

Nach einiger Zeit spürte ich Not. Aber ich durfte nichts sagen. Fritz merkte es. Er ging sofort zum Pult und sagte es leise der Lehrerin. Da schimpfte diese spöttisch lachend: «Ja, das Anneli muss selber fragen, wenn es hinaus will. Sonst muss es halt warten.»

Ich durfte nun natürlich erst recht nicht fragen, denn ich merkte ganz gut, wie alle kicherten und lachend zu mir herschauten. Ich litt mich noch eine Weile, aber dann rann es plötzlich nass und warm meinen Strümpfchen nach hinunter auf den Fussboden. Fritz wurde rot. Aber schnell flüsterte er: «Es macht nichts, Anneli, wir putzen nach der Schule auf.»

Endlich war es Mittag. Ich blieb still sitzen, bis alle hinaus waren. Fritz machte sich eifrig mit dem Einpacken seiner und meiner Schulsachen zu schaffen. Endlich ging auch die Lehrerin. Wir blieben allein. Endlich putzten wir mit unsern Tafelwischern das Nass auf, so gut es eben ging. Aber da kamen schon die Mädchen von der Oberschule mit dem Besen, um das Schulzimmer zu wischen. Die merkten gleich, was los war: «Aetsch, die hat auf

den Boden gemacht, ätsch, ätsch!» höhnten sie. Ich begann wieder zu weinen. Fritz nahm mich schnell bei der Hand und ging mit mir hinaus, heimzu. «Meiteler, Meiteler», tönte es ihm zum Fenster hinaus noch nach. Er machte sich aber nichts daraus. Zu Hause schimpfte die Mutter über die Lehrerin.

Des andern Tags wollte ich nicht mehr in die Schule gehen. Ich fürchtete mich so sehr vor dem Verlachtwerden. Aber ich musste. Fritz wusste dann Rat. «Du gehst einfach zum See hinunter und suchst schöne Steine und machst kleine Seelein in den Sand. Dann ist es bald Mittag, und ich komme dich wieder abholen. In der Schule sage ich, du seiest krank. Daheim merken sie es gar nicht», erklärte er sehr bestimmt. Da gehorchte ich. Ein paar Tage machten wir es so. Dann aber kam die Geschichte aus. Ich musste wieder zur Schule gehen und wurde dort gleich wieder mit Auslachen empfangen. Da wurde ich «verstockt», wie sich die Lehrerin ausdrückte.

Mein Vater wurde noch im selben Frühling versetzt. Wir kamen in eine grosse Ortschaft, ebenfalls im Oberland. Es waren gerade sehr lange Ferien, weil das Schulhaus umgebaut wurde. Aber dann kam doch der gefürchtete erste Tag mit dem vielen Neuen. Ich ging mit meiner ältern Schwester bis ins Schulhaus. Es waren drei Zimmer, in denen die untersten Schuljahre unterrichtet wurden. Vor einer Tür hiess mich die Schwester warten, bis die Lehrerin komme. Sie selbst musste eine Treppe höher hinauf. Ich wartete mit bangem Herzen. Beständig kamen Schulkinder, musterten mich und fragten mich aus. Ich gab keine Antwort. Da trat ein ganz grosses Mädchen herzu und sagte: «Du musst nicht hier warten. Da ist eine böse Lehrerin. Geh' vor jene Tür, da ist eine ganz liebe.»

Da ging ich vor die andere Tür warten. Ich war nun etwas frohern Mutes. Es war ja eine liebe Lehrerin, die kommen sollte. Auf einmal stand sie da und redete so lieb und nahm mich bei der Hand. Da wurde mir ganz leicht und wohl. Ich war im Lernen weit zurück hinter den andern. Die Lehrerin sagte aber, das mache gar nichts. Das hätte ich schnell nachgeholt. Sie hatte viel Geduld mit mir und wurde nie böse, und es lachte mich niemand aus. Es ging so gut. Im zweiten Jahr schon brachte ich ein sehr gutes Zeugnis nach Hause.

Im dritten Schuljahr kam ich zu einem Lehrer. Er war ein lustiger. Er machte viel Spass mit uns und ging oft mit uns ins Freie. Dort wurde ich recht gesprächig und blieb stets eine gute Schülerin. Im vierten Schuljahr war auch ein Lehrer. Er hatte die Mädchen gerne, die schöne Haarmaschen trugen. Er zupfte sie beständig daran und scherzte mit ihnen. Ich trug meine Haare in einem festen Zopf geflochten, und weil ich immer Haarmaschen verlor, hatte mir die Mutter ein Schuhband eingeknüpft. Das hielt gut. Da hielt der Lehrer einmal im Vorbeigehen meinen Zopf in die Höhe und sagte: «Und ist es kein Haarbündel, so tut es ein Schuhbündel.» Da lachte die ganze Klasse über den Witz. Ich aber verlernte von dem Tage an das Reden wieder und wurde eine so schlechte Schülerin, dass es die Eltern im Frühling nicht wagten, mich in die Sekundarschule zu schicken, wie es geplant gewesen war.

In der Sekundarschule, in die ich dann ein Jahr später kam, waren Buben und Mädchen getrennt. Das war mir nicht recht, denn ich kam immer schier besser aus mit den Buben. Es unterrichteten auch nur Lehrerinnen. Es gab für mich viel Neues. Die Lehrerinnen taten sehr fremd in der Schule. Man merkte eben aus allem, dass das jetzt eine bessere Schule war. Bei der Deutschlehrerin mussten wir immer zuerst sagen: «Bitte, Fräulein, wollen Sie die Güte haben!»

Diesen Satz brachte ich nie schön geläufig hervor und wurde deswegen sehr oft getadelt. Da liess ich halt das Fragen sein. Die Folge war, dass ich dem Unterricht schlecht folgen konnte und zerstreut und abwesend wurde. Französisch lernte ich sehr schwer. Das Fräulein sprach fast immer französisch mit uns. Ich verstand gar nichts und gab sehr dumme Antworten. Das gab wieder zu lachen. Da sagte ich halt nichts mehr. Einmal diktierte sie uns deutsche Sätzchen. Wir mussten sie auf Französisch niederschreiben. Wörter, die wir nicht wussten, sollten wir fragen. Ich fragte auch. Da hiess es: «Aber Anna, so ein leichtes Wort fragt man doch nicht!»

Nun grübelte ich dem einen Wort nach und vergass das Weiterschreiben. Aus dem Grübeln wurde eine Zeichnung, ein Mann mit einem Barte. Das war nämlich meine Spezialität im Zeichnen. Plötzlich stand Mademoiselle neben mir, ergriff mein Heft,

sah mich sehr, sehr strafend an. Da kam mir erst zum Bewusstsein, dass ich ja gezeichnet hatte. Aber ich dachte gar nichts Böses dabei. In der Freistunde wurde ich ins Lehrerinnenzimmer gerufen. Dort lag mein Heft aufgeschlagen auf dem Tisch. Sämtliche Lehrerinnen waren anwesend. Die Klassenlehrerin hielt mir eine lange Strafrede. Das sei Betrug, sagte sie mir, und wenn ich so zufahre, so komme ich noch einmal ins Zuchthaus. Ich sollte dann um Entschuldigung bitten. Ich konnte nicht. Ich brachte es nicht heraus. Es war mir gar nicht leid. Und das mit dem Betrug und Zuchthaus begriff ich gar nicht. Ich erhielt dann eine sehr schlechte Betragensnote ins Zeugnis.

Die Mutter aber tröstete: « Wir ziehen ja bald weg von hier. Dann kannst du in eine andere Schule gehen. Dort ist es dann wohl wieder besser für dich. »

Und es war auch so. Es war eine Sekundarschule nahe bei Bern. Buben und Mädchen waren wieder beisammen. Es unterrichteten junge, begeisterte Lehrer. Dort wurde mir die Schule lieb. Ich legte alle Scheu ab. Ich wurde nie ausgelacht. Ich wurde eine gute und, bis obenhinaus, eine der besten Schülerinnen. Es reute mich sehr, als die paar schönen Jahre schon vorbei waren. Das Zuchthaus aber, das wird ewig auf mich warten müssen.

Wenn die Schule einen Geist zu erhalten und zu fördern wüsste wie den, in welchem der Fritz dem Anneli bei jenem Missgeschick geholfen hat! Welcher Segen müsste daraus unserem Gemeinschaftsleben erwachsen!

Die Verfasserin dieses Briefes hat am meisten unter der Erschütterung ihres Selbstvertrauens und unter der Verletzung eines allgemeinen Schamgefühls durch das Ausgelachtwerden gelitten. Darin hat sie unter unsern Einsendern sehr viele Leidensgenossinnen und -genossen. Immer wieder kann man in diesen Briefen von der Seelenqual lesen, die ein Kind durchmacht, wenn es vor der Klasse durch Spott und Hohn des Lehrers blossgestellt wird. Das Lei-

den ist dann zumeist ein dreifaches: Es werden hemmende Unzulänglichkeitsgefühle verstärkt; Vertrauen und Zuneigung dem Lehrer gegenüber werden enttäuscht und untergraben; und dann wird auch das Verhältnis des bespöttelten Kindes zu seinen Mitschülern gestört. Kinder haben eben alle auch mehr oder weniger einen Zug zur Grausamkeit und ergreifen die vom Lehrer dargebotene Gelegenheit gerne, das eigene Selbstgefühl auf Kosten desjenigen eines Mitschülers triumphieren zu lassen. Es ist immer eine sehr fatale Heiterkeit, die der Lehrer auf Kosten eines Schülers in die Klasse bringt. — So sollte jedes Spötteln, auch das relativ « feine », aus dem Schulbetriebe verbannt werden. Es gibt genug andere Mittel für Ansporn und sittliche Korrektur. — Man kann ja einwenden, es komme hier schliesslich auf den Ton an, ein fröhlicher, gutmütiger Spott verletze nicht. Das mag an sich richtig sein. Wo aber ist der Lehrer, der ohne Selbstüberhebung, rein wohlwollend von diesem Mittel Gebrauch machen könnte? Und wo ist in der Praxis das Kind zu finden, auf welches solcher Spott pädagogisch wirken könnte, d. h. welches durch denselben zu heilsamer Einkehr und nicht nur zum Gefühle verletzter Eitelkeit gelangen würde?

Aber wir wollen zu dieser überaus wichtigen Frage einen weiteren Zeugen aus den Einsendern aufrufen. Ein Student schreibt uns u. a.:

Wenn Herr B., unser Lehrer, durch seinen temperamentlosen, stoffarmen Unterricht das Interesse der Schüler nicht gewinnen konnte, so stiess er ihn durch eine zweite, noch viel verhängnisvollere Eigenschaft ab: durch seine

Spottsucht. Beim Schreiben dieser Zeilen prüfe ich meine Erinnerungen peinlich genau, ob sie mich nicht trügen.

Es mag sein, dass Herr B. viele positive Eigenschaften hatte. Es mag sein, dass seine Spottsucht gar nicht so gross war, wie sie mir in der Erinnerung erscheint, sicher aber ist, dass ich mich mehrmals im Tiefsten verletzt fühlte und dass ich noch lange nur mit Bitterkeit an jene drei Jahre zurückdenken konnte. Gerade da, wo sich Seelisches in mir regte, bei meinen ersten, schlecht verborgenen, unbeholfenen Liebesregungen, oder als ich glaubte, in den bekannten Indianerheftchen alles das zu finden, was der magere Unterricht nicht bot: Ereignisse, Stoff, grosse Taten, Abenteuer, Kämpfe, Welt, gerade in solchen Fällen übergoss mich Herr B. mit kränkendstem Hohn. Auch hatten wir einen sehr schwach begabten, armen, verwachsenen Sohn eines Maurers in unserer Klasse; dessen verständnislose Glotzaugen, dessen grosse Langsamkeit im Denken war immer wieder das Ziel durchaus harmlos gemeinter, aber unbedachter, leichtsinniger Spöteleien von Herrn B.

Man macht sich oft gar nicht klar, wieviel ein solcher Lehrer schaden kann. Spott und Hohn mag in der Beziehung Erwachsener erlaubt und oft liebsam sein, denn sie gehören auch zu jener Kraft, «die stets das Böse will und stets das Gute schafft», den Kindern gegenüber aber sind sie von verheerendstem Einfluss, da das Kind dem Lehrer hilflos ausgeliefert ist. So entsteht in vielen eine innere Verkrampfung gegen ihn, die für das Kind ein dauerndes Leiden bedeutet und selbstverständlich den Unterricht aufs stärkste beeinträchtigt.

In dieser Frage herrscht noch allgemein zuwenig Einsicht. Man kann gelegentlich hören, wie Erzieher sich rühmen, sie vermöchten den Zögling durch das Mittel des Sarkasmus ausgezeichnet in Schranken zu halten. Diese Leute tun sich meist etwas darauf zugute, dass sie ohne Körperstrafen auskommen, dass sie die Jugend nicht mit physischen, sondern mit «geistigen» Mitteln zu bändigen verstünden. Sie vergessen aber, dass jede

Art des Beleidigens unpädagogisch ist, und dass man nicht nur mit Schlägen, sondern auch mit beissen den Reden beleidigen kann; sie vergessen, dass eine «Disziplin» nichts wert ist, die man sich mit dem Zutrauen der Zöglinge erkaufte. Das Gesagte gilt natürlich alles auch hinsichtlich der häuslichen Erziehung.

Aus sehr vielen Berichten sprechen bittere Klagen über in der Schule erlittene oder beobachtete Ungerechtigkeiten. Das Kind hat sich eben noch nicht damit abgefunden, dass das Messen mit ungleichem Masse so allgemein menschlich ist. Es erwartet von uns Erziehern gerade in dieser Hinsicht immer das Aeusserste, es fordert von uns eine vollkommene Gerechtigkeit, weil es noch nicht mit unseren Schwächen rechnet. Solchen Ansprüchen kann kaum je ein Mensch genügen und die Tragik des Enttäuschtwerdens muss deshalb fast in jeder Jugendgeschichte eine mehr oder weniger grosse Rolle spielen.

Man kann etwa einen Lehrer sich rühmen hören, er sei nicht parteiisch, er habe alle Schüler gleich gern. Man könnte dem Sprecher dann stets ohne Gefahr des Fehlgreifens antworten: «Ja, dann haben Sie eben alle Schüler gleich ungerne, oder Ihr Gerede ist nicht ernst zu nehmen.» — Es wird kaum Erzieher geben, die nicht auch ihre natürlich-menschlichen Liebensbedürfnisse mit in die Schulstube hineinbringen. Damit aber ist es notwendig gegeben, dass jedem Lehrer die einen Schüler mehr und andere weniger sympathisch sind. Im Gefühl sind wir Lehrer alle parteiisch. Es ist aber gut, wenn man dieser Selbstverständlichkeit ins Antlitz sieht

und dadurch bewusst darauf hinarbeiten kann, dass man mehr und mehr die gefühlsmässig-subjektive Stellungnahme im Schulbetrieb zurückdrängt und jedenfalls im pädagogischen Verhalten unparteiisch wird. Mehr kann man nicht von uns verlangen. Schon dies erfordert die ganze Selbstdisziplin der Lehrerpersönlichkeit.

Jede Ungerechtigkeit in der Schultube, jede Bevorzugung und Vernachlässigung muss demoralisierend auf die Kinder wirken und das Verhältnis zum Lehrer gefährden. Die Verfasserin des nachfolgenden Berichtes kann als Wortführerin für das Heer all der anderen gelten, welche ähnliche Erinnerungen haben.

Ich kam in die Schule voll schöner Erwartungen. Kein Mensch hatte mir Angst gemacht davor. Meinen zukünftigen Lehrer hatte ich schon kennengelernt. Er schien ein freundlicher Mann zu sein, der immer von einigen Schülern umgeben war. — Ich trat etwas später ein, weil eines meiner Geschwister Scharlach gehabt hatte. Ich weiss nicht, ob folgendes Erlebnis an meinem allerersten Schultag oder in der ersten Woche passierte, auf alle Fälle bedeutet es für mich den Schulanfang.

Wir mussten schreiben lernen, d. h. mit der Feder schräge Striche in ein Heft machen. Ein kleiner Knabe, der wie ein Zwerglein aussah (er war wirklich, wie sich bald herausstellte, ebenso wie seine sechs Geschwister, schwachsinnig), kritzelte nun sein Heft voll runder Schnörkel, wie es kleine Kinder tun, statt schräge Striche zu machen. Der Lehrer stiess ihn wegen dieser Untat mit seinen Schuhen wie einen Fussball in den schmalen Gängen herum, die von den Bankreihen gebildet wurden. Der kleine Kerl hatte den Kopf eingezogen. Er glich ganz einem Fussball. Ein lähmendes, grässliches Gefühl ergriff mich: Ich wusste, dass ich auch nur ein Fussball war. Dieses Gefühl der absoluten Machtlosigkeit hat mich drei Jahre lang nicht mehr verlassen. Mit keinem Gedanken kritisierte ich den Lehrer, denn er hatte für mich nichts Menschliches. Ich konnte mir z. B. nicht vorstellen, dass

er am Morgen Kaffee trank und am Abend sich ins Bett legte wie ein Mensch. Er personifizierte das Schicksal. Wie sehr glich er in seinen Wutanfällen den grimassierenden Gottheiten mancher wilden Völkerstämme.

Wenn ich mich zurückerinnere, setzte sich das Leben damals aus vielen, vielen Aengsten zusammen. Schon am Morgen begann es: Man musste dem Lehrer die Hand reichen. Wenn der Daumen nun in seine Hand rutschte (was leicht passierte, da die seine viel grösser war) statt richtig obenauf zu liegen, wurde er wieder böse.

Die zweite Sensation, die ich hatte ausser der Angst, war *Langeweile*. O wie öde war es in unserm Schulzimmer! An der Wand hing ein Druck, den man wie eine Landkarte auf einen Stab rollen konnte: das Schwein als Haustier. Das ist das Langweiligste, was ich in meinem Leben gesehen habe. Es war so weit von einem lebendigen Schwein entfernt, wie der Lehrer von einem Menschen.

Ich gehörte zu den Schwächern, denn ich hatte Mühe, schreiben zu lernen. Als wir z. B. das l schreiben lernten, mussten der dümmste Knabe, der schon als eine Art Vagabund galt, und ich an der Wandtafel l machen zur allgemeinen Belustigung der Klasse als Strafe für unsere Ungeschicklichkeit. Nach einiger Zeit, die mir unendlich schien, sagte der Lehrer: «Du kannst an den Platz!»

Ich wandte mich und hatte schon zwei Schritte gemacht, als er mich mit höhnischer Stimme zurückrief. Mein Gefährte war erlöst, ich musste weiter l schreiben. Ganz allein war ich vor der ungeheuren schwarzen Wandtafel, von allen verachtet. Es war, wie wenn das Stücklein Kreide in meinen Fingern auf Seite meiner Feinde wäre und mir zuleide zittrige Buchstaben machte, vor denen ich selber erschrak, wenn sie fertig waren. Zuletzt musste ich an den Platz, weil das Schauspiel allen verleidete.

Diese drei ersten Jahre waren die unglücklichsten meines Lebens. Oft hielt ich mir abends im Bett die Nase zu in der Absicht, zu ersticken.

In der vierten bis sechsten Klasse änderte sich die Situation. Ich fing an, den neuen Lehrer zu kritisieren und sah, wie parteiisch er war. Die Strafen wurden um so milder ausgeteilt, je höher das Ansehen des Vaters war. Das Kind des reichsten Vaters wurde überhaupt von jeglicher

Strafe verschont. Wenn z. B. die ganze Klasse, weil sie etwas nicht wusste, einen Tatzel bekam, wurde jenes Kind in der Frage übersprungen. Ich gehörte nun unter die Geschickten und hatte auch sonst, meiner Familie wegen, nicht mehr viel zu fürchten. Aber vielleicht gerade, weil es mir in den ersten Jahren persönlich schlecht ergangen war, erbitterten mich die Ungerechtigkeiten, die ich nun als Zuschauerin miterlebte. Ich sah wieder solche Fussballszenen, aber sie wirkten nicht mehr auf mich wie ein grässliches, unabwendbares Schicksal, wie ein Erdbeben. Der Lehrer war nun kein Donnergott mehr, sondern ein Mensch, und ich sah, dass er seine Wut nur an den Aermsten ausliess (die natürlich nicht die Besten waren). Nur zwei verwahrloste Knaben wurden von Zeit zu Zeit (ziemlich selten, es ist wahr) mit den Schuhen traktiert. Wie tief diese in seiner Achtung standen, mag man auch daraus sehen, dass es als eine Ehrenstrafe galt, neben den schmutzigeren der beiden in die gleiche Bank sich setzen zu müssen. Diese Schande wurde mir auch einmal zuteil. Diesen Lehrer begann ich wegen seiner Ungerechtigkeit furchtbar zu hassen. Ich erging mich in den grässlichsten Rachephantasien, und viele, viele Abende, wenn wir die Aufgaben gemacht hatten, machte ich mit meiner Freundin ein Spiel, das darin bestand, für diesen parteiischen Lehrer Höllenqualen auszudenken, worunter eine z. B. war, durch glühende Eidechsen ihm die Haare ausreissen zu lassen.

In der Sekundarschule hatten meine Leiden ein Ende, denn ich nahm weder Lehrer noch Schule mehr ernst und betrachtete besonders den Lehrer mehr von der humoristischen Seite. ***

Es ist auffallend, wie oft in diesen Einsendungen — wie im zuletzt angeführten Briefe — von solchen Ungerechtigkeiten berichtet wird, durch welche die Kinder sozial und wirtschaftlich schwächer gestellter Eltern in besonderer Weise leiden mussten und müssen. Wir sollten uns hüten, diesen Erscheinungen gegenüber einfach unserer blinden Entrüstung freien Lauf zu lassen. Auch hier gilt es, zu verstehen und ehrlich zu bleiben:

Liegt es nicht uns allen nahe, ein anmutig gekleidetes, sauber gewaschenes Kind mehr ins Herz zu schliessen als ein schlecht gekämmtes, leiblich und seelisch vernachlässigtes Proletarierkind? — Und wenn ein Lehrer an den Schülern seine Uebellaunigkeit besonders auslässt, deren Eltern möglichst entfernte Beziehungen zur Schulbehörde haben, so braucht das noch nicht ein Beweis für eine ganz unsoziale Gesinnung zu sein. Er tut ja schliesslich nichts anderes als jeder kaufmännische Angestellte, der sich in seinem Aerger über den Chef an die Lehrbuben hält, nichts anderes als der Beamte, der jeweils nach einer Differenz mit einem Vorgesetzten seine Familie tyrannisiert. — Natürlich sind solche Unbeherrschtheiten in der Schule besonders verhängnisvoll, weil die Kinder dem Lehrer so weitgehend ausgeliefert sind und weil durch die entstehenden Erbitterungen jede tiefere pädagogische Wirkung des Schulbesuchs in Frage gestellt wird.

Es lässt sich kaum verhindern, dass wir Lehrer gegen bestimmte Schüler ein Vorurteil hegen. Aber verhindern lässt es sich, dass solche Vorurteile von Lehrer zu Lehrer übernommen werden, so dass es für ein solches Kind überhaupt keinen Ausweg mehr gibt.

Es ist selbstverständlich, dass sich jeder Lehrer bei seinem Vorgänger über den Charakter seiner Kinder erkundigt. Aber wir sollten uns bemühen, die Kinder so zu behandeln, wie wenn wir nichts von ihnen wüssten. Jedes Kind muss den Eindruck haben, dass es bei dem neuen Lehrer, wenn es nur will, auch ein neues Leben beginnen kann.

Eine definitive Aburteilung eines Schülers sollte es für einen Erzieher nicht

geben. Gerade der Glaube an die Besserungsfähigkeit macht den grossen Erzieher aus.

Am 27. April 1897 war mein Eintritt in die Schule. Ich soll entsetzlich geschrien haben — und nicht einmal meine Mutter konnte mich trösten. Von Natur war ich ein frohes, sehr lebhaftes Kind. Ich ging aber nicht gern zur Schule. Damals wurde man noch gehörig dressiert. Ich kam in eine Mädchenklasse der Elementarschule und hatte eine Lehrerin. Vor dem Rechnen fürchtete ich mich geradezu, es war mir in den Tod zuwider, und das Einmaleins wollte mir einfach nicht in den Kopf. Da gab es dann tüchtige Ohrfeigen. Trotz meines besten Willens konnte ich auch in den höheren Klassen nicht rechnen. Desto besser waren die andern Fächer, und meine Aufsätze sind stets vorgelesen und von den Lehrern aufbewahrt worden. «Geschichte» liebte ich über alles und ich war in diesen Stunden am aufmerksamsten.

Nun hielt ich aber das Mäuschenstillsitzen fast nicht aus und unterhielt daher die Klasse mit Grimassen. Wenn ich dann so in die lachenden Gesichter meiner Mitschülerinnen blickte, war ich sehr glücklich. Sie fingen aber laut zu kichern an. Die Lehrerin rief: «Was gibt es zu lachen?»

«'s Vreneli macht eso lustig mit sim Gsicht!»

Darauf hatte ich eine Ohrfeige, verdien-termassen. Ich plärrte sofort.

«Ja, du bist das frechste Kind in der Klasse.»

«O, Fräulein X.!»

Ich hob bittend meine Händchen zu ihr auf und sah sie flehentlich an, denn die Frechste in der Klasse zu sein, war für mich ganz furchtbar.

«Widersprechen willst du auch noch? Hinaus vor die Tür!» befahl meine Lehrerin.

Einmal hatte ich das Missgeschick, mich auf ihren Hut zu setzen. Sie hatte den grossen Blumengarten auf meine Bank gelegt. Da ich denselben nicht beachtete, setzte ich mich auf die Rosen, zum grössten Gelächter meiner Mitschülerinnen.

«Das hast du natürlich absichtlich getan, du freches Kind, wie böse bist du doch», schimpfte unser Fräulein, nahm meinen Kopf

und tauchte mir das Gesicht mehrere Male hintereinander in ein mit Wasser gefülltes Becken.

Mir verging Hören und Sehen.

«Du setzest dich jetzt zur Schande nass in die Bank!»

Ach, ich war tropfnass, es klopfte an die Tür, und herein kommt unser Herr Schulinspektor. Er war ein lieber, kleiner, kugelförmiger Herr. Ich sitze da in der vordersten Bank, und er stellt sich direkt vor mich hin und spricht liebevoll zur Klasse. Auf einmal streichelt seine Hand über mein Köpfchen und fährt dann rasch zurück.

«Ja, was haben wir denn da für ein patschnasses Mädchen?»

Verwundert starrt er mich an, setzt seine Brille auf und betrachtet mich von neuem. Ich schaue schüchtern, aber um Hilfe flehend zu ihm auf und sage unter Schluchzen und Tränen: «Ich bi uf de Huet gsässe.»

Die Lehrerin machte ihm nun entrüstete Vorstellungen.

«Das ist aber sehr unartig, Kind — frech darfst du nicht sein!»

Da war es wieder, dieses gefürchtete Wort!

Schon in den ersten Tagen, die ich in der zweiten Klasse verbrachte, wurde ich in einer Stunde nach vorn gerufen. Ich hatte nun einen Lehrer.

«So, bist du das Vreneli?»

Ich nickte.

«Du, von dir habe ich nichts Gutes gehört, ich hoffe, dass du dir bei mir keine Frechheiten erlaubst.»

Ich weinte den ganzen Morgen. Es wurde mir klar, dass ich nicht wie die andern Mädchen war. Wenn die dem Lehrer erzählten: «Heute hat uns der Storch ein Schwesterlein gebracht» oder: «Am Sonntag durfte ich mit Vater und Mutter auf dem Schiff fahren», so bekamen sie liebevolle Antworten. Einmal aber durfte auch ich eine Reise nach Konstanz mit meinen Eltern machen. Am Montag begann ich dem Lehrer sofort davon zu erzählen. Er aber unterbrach mich gereizt: «Hast du deine Rechnungen gemacht? Zeig her!» Erschrocken holte ich die Tafel.

«Wieder alles falsch!» erklärte er. «Du bist doch ein erzdummer Tropf.»

Dies blieb das einzige Mal, dass ich etwas erzählte. Mit grossem Angstgefühl ging ich jeden Morgen zur Schule, und als ich die Masern bekam, betete ich jeden Abend:

«Lieber Gott, mach mich noch fester chrank, weisst du, dänn mues i nid i d'Schuel.»

Zu Hause schrie ich oft im Schlaf, und meine Mutter fragte mich angstvoll: «Aber Vreneli, warum schreist du auch so in der Nacht?»

«Ich habe halt Angst wegen der Schule.»

«Du dummes Kind! Ich möchte nur wissen, weshalb.»

«Will i so fräch bi!»

«Du bist doch mein Vreneli!»

«Ja», meinte ich, «aber in der Schule ist es nicht schön.»

In der vierten Klasse war es wohl für mich am schlimmsten. Ich hatte da einen sehr parteiischen Lehrer. Jeden Samstag erzählte dieser in der letzten Stunde eine Geschichte. Als er merkte, wie meine Augen ihm da die Worte von den Lippen nahmen, sagte er in einer solchen Stunde:

«Geh' vor die Türe, im Rechnen kannst du doch nichts!»

Mir schlug das Herz bis an den Hals. Das war ja furchtbar. Ich kauerte mich aber an den Türspalt, damit mir kein Wort entging.

Auch in der fünften Klasse, als der Lehrer am ersten Morgen unsere Namen einschrieb, sagte er zu mir: «So, bist du die «Berühmte» aus der vierten? Von dir habe ich im Lehrerzimmer gehört, du seiest eine ganz freche.»

Da war sie wieder, die «Wunde», und dämpfte meinen Ehrgeiz. Ich brauchte keine gute Schülerin zu sein.

Natürlich war ich stets der Sündenbock. Dafür ein Beispiel.

Eines Tages hatte eine Schülerin, die etwa fünf Bänke hinter mir sass, eine Rechnung zu lösen. Sie kaute mächtig daran herum. Da ruft der Lehrer plötzlich: «Verena, du hast eingeblasen! Hol dir eine Tatze!»

Ich antwortete völlig verblüfft: «Ich weiss doch die Rechnung nicht!»

«So,» erwiderte er, «dafür gibt's noch extra Strafe!» Dies machte mir einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck, und ich wurde immer scheuer. Vergebens suchte ich die Flecken auf dem Wappenschild meines Namens zu tilgen und meine Schülerehre zu retten. Zu Hause setzte ich mich gewissenhaft hinter meine Schulaufgaben und versenkte mich ganz in meine Pflichten. Da erst, fast am Schluss meiner Schulzeit, erhielt ich wegen Krankheit unseres alten Lehrers einen Ersatzlehrer. Er kam gerade vom

Seminar. Ich hatte trotz seiner Jugend sogleich eine grosse Achtung vor ihm, ich empfand, dass auch er mich gerne mochte. Was alle andern Lehrer nicht vermocht hatten: er brachte mir das Rechnen bei. Ich machte verblüffende Fortschritte. Die geschlagene Wunde heilte. In grenzenloser Verehrung hing ich an meinem jetzigen Lehrer und pilgerte jeden Morgen freudig zur Schule. Er war ebenfalls sehr streng, aber nie ungerecht oder parteiisch, behandelte uns alle gleich. In jenen Tagen war ich die glücklichste Schülerin. Als unser alter Lehrer genas und wieder unterrichten konnte, sagte er in der ersten Rechenstunde zu mir:

«Blyb hocke, du chasch ja doch nüt!»

Wie bestaunte er aber mein Wissen! Doch dämpfte mich seine hämische Bemerkung sehr, aber ich bekämpfte tapfer meine Scheu, denn ich hatte zu grosse Freude am Lernen empfunden. Allein ich grübelte des Nachts stundenlang, wenn ich nicht einschlafen konnte, warum ich denn so anders sei als die andern Mädchen. Ach! Und dann diese Zeugnisse! Einmal hatte ich im Rechnen 4, Fleiss und Leistungen 2. O diese 4! Ich schlich des Nachts, wo ich lange angstwach gelegen, aus dem Bett in die Stube. Auf den Zehen schleichend, langte ich nach meiner Mappe, um die 4 nochmals anzusehen. Ich hatte das Zeugnis ängstlich zwischen die Hefte versteckt. Plötzlich radierte ich und machte eine 3. Diese 3 brachte mir noch genug Hausarrest. Nach den Ferien radierte ich wieder und da gab es ein kleines Loch. Die Folgen waren fast unerträglich für mich. Ich kam vor die Lehrerkonferenz, musste an freien Nachmittagen zur Schule und meine Mitschülerinnen wurden vor mir gewarnt.

Nun war ich wirklich ausgestossen, und wie oft hörte ich da die Worte: «Du, ich darf nicht mit dir machen!» Und dies waren Schülerinnen, die mir vor der Stunde sagten: «Gelt, du machst dann ein wenig Dummheiten, damit wir etwas zum Lachen haben?»

«Gewiss, wenn ich beim Spielen nachher auch mitmachen darf.»

Heute noch, nach all den Jahren, wenn ich höre, dass eine Mutter zu ihrem Kinde sagt: «Mit diesem Dräckerkind darfst du nicht spielen», komme ich in eine flammende Empörung. Und dies erlebe ich gerade in unserm Hause an einer Mutter. Auch wohne ich in der Nähe von Schulhäusern,

und wenn die Kinder im Freien turnen, studiere ich die Art der Lehrer. Da höre ich nichts als: «So, Liseli, guet, Anneli» usw. und dann auf einmal: «Ackermännli, mach's no e mal!» «Aha, das schwarze Schaf,» denke ich, «es hat nur den Geschlechtsnamen.»

In einer obern Klasse fragte mich einst der Lehrer: «Wie heissest du eigentlich zum Vornamen?»

«Verena Magdalena!» antwortete ich erschreckt.

«Was,» meinte der Oberlehrer, «so ein schöner Name! Das ist ja Sünd' und schade!»

Ich fing dann auch an, meine Mitschülerinnen zu beobachten, und es waren stets die Lieblinge der Lehrer, die mich baten: «Du, klettere einmal auf diesen Baum hinauf!»

Es war streng verboten. Dann waren es dieselben, welche es dem Lehrer erzählten und sich freuten, wenn ich gestraft wurde. Ich staunte immer, wie die heucheln konnten.

So rasch als möglich suchte ich von der Schule loszukommen. Viel später fing ich an, zu lernen, alles aus mir selbst, denn ich habe eine grosse Abneigung gegen alles Systematische. Nur mit Rechnen plage ich mich nicht.

Eine Mitschülerin bat mich im siebenten Schuljahr: «Du, Vreneli, schreib mir ein selbstgedichtetes Versli ins Album!» Ich schrieb folgendes hinein:

*O Schule, wie bist du mir doch verhasst,
Denn meistens werd' ich da geschasst
Aus allen Plätzen warm heraus.
O Schul', was bist du für ein Graus.*

*Es regnet da Prügel mit Riemen und
Stecken,
Weil ich die andern nicht darf verdrecken.
Ackermännli hier, Ackermännli dort,
Ackermännli, des Lehrers Prügelort.*

*Ackermännli kann des Nachts nicht schlafen,
Es träumt ihm gruseli von rüdigen Schafen.
Der Lehrer nennt es den «Bock» zum Spott.
Ackermännli denkt: «Einmal lauf ich dann
fort.»*

*Eines Tages blieb Ackermännli der Schule
fern.*

*Einsam zu wohnen, das war sein Stern.
In einem Rebhäuschen fand man das Kind,
Die Füsschen erfroren, vom Weinen fast
blind.*

Als ich eines Tages nach Schulschluss das Zimmer verlassen wollte, hiess es: «Ackermännli, blieb zugg!»

Da nimmt mich der Lehrer an den Ohren:

«Früchtli! Ich glaub', es wär besser, du lärtisch dütsch rede, als e so Lusuebege-dichtli go mache. Is Zügnis will ich dir dänn au en Vers schriebe, du Frähdachs!»

Also nicht nur gefürchtete Zahlen bekam ich ins Zeugnis, sondern hatte noch einen Vers zu erwarten. Ich war nun so belastet, denn das Vorurteil blieb mir ja treu. Ich glaube aber fest, dass meine Schulzeit die Grundlage für mein nervöses Herzleiden ist. Denn wenn ich nur einem Lehrer auf der Strasse begegnete, bekam ich fürchterliches Herzklopfen. Wenn ich vor der Klasse blossgestellt wurde, war es für mich ein Todesurteil. Ich war oft ganz vernichtet, klagte aber zu Hause selten. Schwere Ketten waren für mich Autoritäten und Schule. Als man einst im Freundeskreis sehr bedauerte, dass ich als junge Frau so zurückgezogen lebe und so wenig Verkehr pflege, meinte eine anwesende Dame (einstige Mitschülerin): «Ja, die isch scho i der Schuel nid ganz normal gsi!»

Hier noch ein Beispiel von Ungerechtigkeitserlebnissen, bei denen nicht der soziale Stand des betroffenen Schülers, sondern eine bestimmte Abneigung des Lehrers erste Ursache der Fehlbehandlung war.

Frau Müller, euer Emil hat heute in der Schule vier Tatzen bekommen.»

Mit diesen Worten wurde meine Mutter eines Tages angerufen, als ich erst einige Wochen die erste Klasse besuchte

«Was kann nur mein sanfter Emil angestellt haben, dass er so bestraft werden musste», erwiderte sie und wollte es auch sofort von mir wissen.

«Ach,» sagte ich, «es war so langweilig und da habe ich einmal laut gegähnt und da haben alle gelacht. Da hat mir das Fräulein vier auf die Hände gegeben.»

Dem hätte ich auch keinen weiteren Gedanken gegeben, da aber des Malers Vreneli kurz darauf dasselbe tat, hat sie ihm nur ein wenig mit dem Steckli auf die Fingerknöchel gepöperlet. Das hat und ärgert mich jetzt noch, dass ich um soviel mehr be-

straft wurde für dieselbe Tat. Und diese Parteilichkeit einzelner Lehrer war es, unter der ich am meisten litt. In der fünften Klasse der Elementarschule war es am kraussten. Der Lehrer mochte mich weder gesotten noch gebraten, und sehr oft musste ich für andere Strafe erleiden. Da war nun bald die Liebe gegenseitig. Es verging kaum ein Tag, dass des Lehrers Haselstecken nicht auf meinem Rücken tanzte. Sogenannte Tatzen konnte er mir nicht geben, da ich ihm die Hände nicht hinhielt. Das Lernen machte mir keine grosse Mühe und ich war immer bei den bessern Schülern, und es machte oft den Anschein, dass ich den Lehrer ärgerte, wenn er verkünden musste, dass mein Aufsatz der beste sei.

Eines Tages schwatzte mein Nachbar mit mir, und trotzdem ich kein Wort erwidert hatte, tönte des Lehrers Stimme, die verkündete, dass Emil eine Stunde nachsitzen müsse, wegen Schwatzens.

Diese offensichtliche Ungerechtigkeit machte mich rasend, und ich packte sofort meine Schreibutensilien zusammen und versorgte sie, wobei ich dachte, wenn ich für den Georg nachsitzen muss, so schreibe ich jetzt nicht. Nun hiess es aber, auf zum Kampf! Der Lehrer kam mit seinem « Vetter Hasli », wie er seinen Haselstock nannte, und befahl mir, das Heft wieder zum Schreiben bereit zu machen. Ich tat es.

« Schreib! » befahl er, ich schrieb nicht.

« Schreib! » schrie er und zog mir eines über den Rücken.

Ich schrieb nicht. Als sich so Befehl und Streiche einige Male wiederholt hatten, warf ich das Heft auf den Fussboden, worauf die Schläge nur so auf meinen Rücken heruntertanzten, als ob ich ein gefühlloser Mehlsack gewesen wäre. Dabei schrie der Lehrer stetsfort: « Nimm das Heft auf! »

Plötzlich schnellte ich empor, sah dem Lehrer in die Augen und rief so laut ich konnte: « Und wenn du mich totschiägst, so lese ich's nicht auf. » Auf dies hin riss er mich an den Haaren aus dem Banke heraus, schüttelte und rüttelte mich und warf mich wieder auf die Bank. Aber Sieger war ich geblieben.

In der folgenden Pause wollten meine Kameraden eine Pyramide bauen und schon schickte sich einer an, auf meinen Rücken zu klettern. Das konnte ich natürlich nicht geschehen lassen, denn der sah von den Schlägen wohl aus, so ungefähr wie ein

Rangierbahnhof. Zum Fenster unseres Schulzimmers hinaufblickend, sah ich, dass mich der Lehrer beobachtete. « Also ich bin dabei », rief ich, worauf sofort einer mir den Rücken hinaufkrabbelte, dass es mir grün und blau auch vor den Augen wurde.

Aber der da oben am Fenster, der sollte nicht meinen, dass es mir weh tue, obschon ich mich mehrere Nächte hütete, auf den Rücken zu liegen. Andern Tags war der Lehrer krank und bis zum Ende des Schuljahrs hatten wir einen andern Lehrer. Dieser hatte, wie auch die andern in den zwei folgenden Schuljahren, selten Veranlassung, einen Tadel auszusprechen, geschweige denn eine körperliche Strafe mir gegenüber anzuwenden, sie waren eben gerecht und nicht parteiisch.

Der Trotz der Kinder muss vielfach als eine instinktive Abwehrhaltung gegen unsere das kindliche Selbstvertrauen bedrückenden Erziehungsfehler verstanden werden. Das Kind negiert im Trotz unsere Autorität, es vollzieht das Wagnis, sich grundsätzlich auf die gleiche Stufe mit dem Erwachsenen zu stellen. Es entschädigt sich durch das lustbetonte Bewusstsein eigener Kraft und eigenen Mutes für einen vermeintlichen oder tatsächlichen Ausfall an Liebe und Verständnis. Naturgemäss sind es die willensstarken Charaktere, welche auf Verletzungen des Ichgefühls mit Trotz reagieren; die weniger widerstandsfähigen Kinder verfallen eher depressiven Minderwertigkeitsgefühlen und unterwerfen sich haltlos. — Der Trotz ist demnach oft das kleinere von zwei möglichen Uebeln, er ist die relativ gesunde Gegenwehr gegen seelische Bedrohungen. Er schliesst aber stets eine grosse Gefahr ein: Das trotzende Kind hat meist ein mehr oder weniger belastetes Gewissen; es fühlt sich eben doch nicht durchaus « im Recht ». Das Schuldgefühl kann nun aber gerade die Trotzeinstellung so verhärten, dass

daraus eine eigentliche Verstocktheit wird, d. h. ein Zustand, da sich das Kind nicht nur gegen die Einflüsse der Erwachsenen, sondern auch gegen die Stimme seines eigenen Gewissens krampfhaft verschliesst. Solche Kinder leiden dann in der Regel masslos und bedürfen einer besonders zartfühlenden und geduldischen pädagogischen Behandlung. —

Die schulmeisterlichen Ungerechtigkeiten können nicht nur den vernachlässigten, sondern auch dem bevorzugten Kinde verhängnisvoll werden. Der nachfolgende Bericht erzählt die Schulmemoiren eines Mädchens, dessen Jugend ein erschütterndes Martyrium war.

Meine Schulzeit liegt 12 Jahre zurück. Ich ging in einem kleinen Thurgauer Dörfchen zur Schule. Es waren sechs Klassen, Mädchen und Buben, in einem verhältnismässig kleinen Raum beisammen. Meine ganze Schulzeit war eine Qual. Ich habe keine fröhliche Erinnerungen. Ich glaube bestimmt, dass meine vielen schlechten Charaktereigenschaften auf die Schulzeit zurückzuführen sind.

In meinem kleinen, reizenden Dörfchen war ich das sogenannte Herrenkind unter all den Bauernkindern. Mein Vater war für die dortigen Verhältnisse ein reicher Mann und Schulpräsident. Nichts wurde im Dorfe ohne ihn abgeschlossen.

Vom ersten Tag meiner Schulzeit an hatte ich eine Sonderstellung. Ich trug hübschere Kleider, ich hatte Weissbrot zum Vesper und der alte Lehrer redete am ersten Tag ein wenig Französisch mit mir. All das genügte, um mich von den andern Kindern auszuschliessen. Sie mochten mich nicht bei den Spielen, nicht bei ihren Vertraulichkeiten. Sie wiesen mich stets mit einer gewissen Eifersucht von sich. Leider hatte mich meine Mutter auch im Schreiben und Lesen unterrichtet. Somit hatte ich auch da wieder eine Sonderstellung. Der Lehrer fing mich an zu loben, zu vergleichen mit den andern. Kam ein Schulbesuch, so pries man ewig meine Fähigkeiten. Es war mir im ersten Jahre nicht bewusst, wie allein ich

dastand. Ich lebte nur im Unterbewusstsein unter einem dumpfen Druck.

Der Lehrer musste oft Leichenreden halten. Er schloss uns Schüler dann jeweilen 1—2 Stunden ein. Damit nicht alles drüber und drunter ging, setzte er einen der ältesten guten Schüler an die Wandtafel mit Kreide und Lineal. Alle Namen von denen, die plauderten, wurden dann notiert. Eines Tages bei einer solchen Leichenrede wurde ich als Zweitklässlerin über alle andern gesetzt. Ein allgemeines Murren entstand. Mir war es peinlich. Auch hatte ich Befehl, mit meiner Klasse eine Zeitlang Kopfrechnen durchzuführen. Anfänglich war Ruhe. Dann begann dieses sinnlose Kopfrechnen. Ich hatte bereits mit steiler Kinderschrift acht Namen auf die Wandtafel gemalt. Bei jedem Namen machte die kleine Bande Fäuste, drohte bis zu Schlägen und Beissen. Als ich 6×2 aufgab, schrie ein rebellischer Sechstklässler: « 6×6 ischt sächse-drissg, du chascht ha was 's Chätzli schisst.»

Mit einem Schlag kam ein goldiger Uebermut über mich. Ich löschte als erstes alle Namen aus und ging an meinen Platz. Ich animierte auch meine Mitschüler zu Albernheiten. Wir bestrichen die Türfalle mit Tusch, spickten nasses Löschpapier in Form von kleinen Kügelchen an die weissgetünchte Decke. Zuletzt arteten die Spiele aus. Es entstand ein buntes Durcheinander.

In diesem so herrlichen, unglücklichen Moment kam der Lehrer. Ich war zufälligerweise an der Wandtafel vorn und schrieb grad «Aff», konnte es aber rasch auswischen. Der Lehrer nahm sein Meerrohr (Gott weiss wie sie dieses Stück Holz hassten) und fuchtelte schlagend umher. «Wer hat geschwätzt?» Ausnahmslos wurden alle 28 Schüler geschlagen. Ich, der 29., durfte unter vielem Lobgerede an meinen Platz. Ich entsinne mich genau, wie jammervoll es mir zu Mute war und wie ich am liebsten den Lehrer angespien hätte. Im Vorbeigehen an meinen Platz schlugen mich einige Buben hinterlistig, und einer stellte mir sein Bein. In jenem Moment kam mir meine Sonderstellung ganz plötzlich zum vollen Bewusstsein. Ich lief zurück zum Schulmeister und klagte mich an, dass ich an der Unruhe schuld gewesen sei. Mein ehliches Gerechtigkeitsgefühl wurde aber sofort unterdrückt. Der Lehrer hatte gesehen, wie mich die Buben schlugen, als ich

an meinen Platz ging und glaubte, meine Ehrlichkeit sei Angst vor den Buben. Ueber all das musste die Klasse (ohne mich natürlich) eine volle Stunde nachsitzen.

Wenn ich später einmal schwatzte, bekam immer mein Nachbar die Strafe. Ich empfand es als grausam und ungerecht. Oft betete ich in meiner kindlichen Verzweiflung zu Gott, er möchte dem Lehrer endlich eingeben, mich einmal zu strafen. Als der Gott mich aber nicht erhörte, zu dem man mich lehrte zu beten, suchte ich mir einen andern: In der dritten Klasse hatte ich eine Puppe. Sie konnte die Augen schliessen und hatte schönes Vollhaar. Sie war sicherlich das Schönste von meinen vielen Kinderschätzen. Diese Puppe trug ich in eine dunkle Ecke der Scheune und hängte ihr Bonbons, Flitter, bunte Bänder und Äpfel um. Jeden Tag kamen neue kleine Sachen dazu. Vor dieser Puppe warf ich mich dann hin und schluchzte und betete, merkwürdigerweise immer in einem albernem Schuldeutsch. Alles nützte nichts.

Ich hatte weiter ungerechterweise die besten Zeugnisse. Ich wurde einmal beauftragt, einem «Bleistiftsauger» einen Schnuller umzuhängen. Ich bekam vor allen Schülern kleine Zuckerwürfel. Jeden Tag bestellte der Lehrer mit überaus verbindlichem Lächeln einen Gruss für meinen Vater.

Ich war meistens auf der Gasse, denn es war mir ein leichtes, in den Schulaufgaben zu betrügen, wo es nur anging. So wurde ich binnen kurzer Zeit die letzte Schülerin. Von diesem Moment an war ich auch dem Zorn der Mitschüler ausgesetzt. Sie hänselten mich. Sie wussten mich so geschickt zu plagen, dass ich in kurzer Zeit mein gesundes Selbstvertrauen vollkommen verlor. Ich wurde in jeder Arbeit unselbstständig. Im Rechnen besonders blieb ich zurück. Ich bettelte bei meinen Nachbarn, sie möchten mir einflüstern. Um mein Stück Weissbrot las mir Johann den Aufsatz durch und korrigierte ihn. Um mein schönes, breites Haarband machten die Mädchen mir die Rechnungen. Zu Hause musste ich dann lügen: Einmal hatte ich mein Haarband verloren, ein andermal hatte es mir ein Bub böswillig zerrissen.

Meine kleinen Bezahlungsmittel waren bald erschöpft. Ich entwendete zu Hause kleine Gegenstände, um sie meinen Helfern zu bringen. Wenn ich beim Rechnen einmal

an die Tafel musste, quälte mich das dermassen, dass ich mein ganzes Denken ausschaltete und sinnlos auf das Zuflüstern horchte. Sagte ich ein falsch verstandenes Wort, so lachte alles. Das verwirrte mich dann so grenzenlos, dass ich alle Hilfsfragen des Lehrers überhörte und vor mich hinsagte: Es ist alles umsonst, alles umsonst, alles umsonst. Ich entsinne mich, dass ich besonders beim Rechnen ganze Vormittage mit gefalteten Händen dasass und innig betete: «Gott mach, dass ich nicht an die Wandtafel muss, Gott, ich werde nicht mehr stehlen, wenn ich diesmal nicht an die Tafel muss, Gott, ganz lieber Gott, ich werde mein Jahrmarktsgeld in die Missionskasse legen, nur nicht an die Tafel!» Aber ich musste von Zeit zu Zeit doch an die Tafel. — Dann kam mir wie eine Erlösung der Gedanke, mich krank zu machen, ins Bett liegen, nicht mehr rechnen, keine Schule! Ich wusste auf eine ganz geschickte Art den Arm zu unterbinden, dass er am andern Tag hoch geschwollen war. Ich betrog auf diese Art Mutter und Arzt. Zuletzt mich selbst, weil ich mit der Zeit, ohne den Arm zu unterbinden, richtige Schmerzen bekam und ebenso richtig geschwollen wurde.

Von meinem ganzen Ich war so wenig Gesundes mehr übrig. Ich fing an, mich im Lügen meisterhaft und phantasievoll auszukennen. Es machte mir Spass, ganze Geschichten zu erfinden. In kleinen Krämerläden hatte ich eine unglaubliche Sicherheit im Stehlen. Das erstemal schickte ich die Verkäuferin in den Keller hinunter, weil sie dort das Petroleum hatte. In ihrer Abwesenheit nahm ich aus ihrer Kasse Geld, schönes, rundes Geld. Andern Tags verteilte ich in kleinen Raten mein kleines Vermögen an meine Hilfskameraden. Schliesslich hatte ich eine solche Fertigkeit im Stehlen, dass ich in hübschen Sümmchen die Liebe der Kameraden, die Hilfe bei Aufsätzen und Rechnungen bezahlte.

In der fünften Klasse ertappte mich mein Lehrer, wie ich ihm aus dem Pult einen Franken nahm. Ich glaubte, nun käme die Strafe, der Lehrer würde die Sache aufdecken; ich könnte meine Mutter um Verzeihung bitten und ein neues Leben anfangen. Das neue Leben schien mir so schön, so heiss begehrt! Ich war des schlechten Gewissens müde. Zerknirscht und in einer innerlichen Seelenpein trat ich in der Pause vor den Lehrer. Er lächelte, schob den dargereich-

ten Franken in seine Westentasche, kitzelte mich unter dem Kinn und sagte ohne Strenge: «Ich bin heute zum Abendbrot bei deinem Vater eingeladen, ich werde deinen Eltern nichts sagen. Aber lass solche Sachen in Zukunft!»

Also das war alles, was er mir zu sagen hatte! Meinem Gewissen wurde kein Grenzstein gesetzt. Ich führte infolgedessen mein sechstes Schuljahr genau so unwahr durch wie die früheren.

In der Sekundarschule hatte ich einen lieben, verständigen Lehrer. Er suchte sich mit jedem einzelnen abzugeben. Er hatte sofort mein verstörtes Wesen herausgefunden. Er musste jedenfalls rasch genug gemerkt haben, dass ich an einem furchtbaren Minderwertigkeitsgefühl litt. Ich bekam leichte, ganz leichte Aufgaben, die ich wirklich selbst löste. Meine Primarschulfreunde gingen nicht in die Sekundarschule. Somit war meine «Hilfsquelle» vollkommen abgeschnitten. Der Lehrer stellte mir leichte Fragen und sagte mir dann allemal schmunzelnd: «Siehst, du kannst es, du musst nur an dich glauben.» Einmal sogar sagte er: «Donnerwetter, das Mädchen hat's wirklich gut im Kopf oben.» Ich arbeitete gern und fleissig, aber all die verlorenen Jahre spürte ich. Ewig blieb ich zurück im Rechnen und in allen Fächern, wo ich zurückgreifen musste. Das Stehlen gewöhnte ich mir langsam ab. Das Lügen und besonders das phantastische Uebertreiben schleppte ich manche Jahre mit mir. Ich wünschte so oft in ein ganz anderes Milieu versetzt zu werden, um endlich den Ball der Lüge nicht mehr zu rollen.

Meine Zeugnisse waren von nun an sehr schlecht. Mein Vater, der überaus gescheit ist,* zuckte die Achseln und sagte jedesmal: «Gut. Bist ein Mädchen, kannst schliesslich nichts dafür. Es gibt intelligente Menschen und andere.» Meine Mutter vertuschelte meine schlechten Noten vor den Geschwistern. Es kam natürlicherweise doch so, dass ich einfach für dumm gehalten wurde. Ich brachte nie den Mut auf, das Minderwertigkeitsgefühl zu beseitigen. Wenn ich heute unter meine Leute gehe, so befällt mich noch eine Art krankhaften Gefühls. Wenn ich eine Idee vertrete oder sage, das und das interessiert mich, dies Werk habe ich gelesen, durchgearbeitet, verstanden und geliebt, so setzen meine Brüder und mein Vater lächelnde Gesichter auf.

Dahinter steht: «Ja mein Gott, es ist ja rührend, dass du dir solche Mühe gibst!»

Ich könnte mich nie entfalten im Kreise meiner Leute. Sicherlich wäre ich vollkommen untergegangen, wenn ich nicht in eine absolut andere Umgebung gekommen wäre.

Meinen drei Buben will ich ein gesundes Selbstvertrauen anerkennen. Sie sollen das Schöne der Schule erleben und vor allem die Möglichkeit haben, sich vertrauensvoll an die Mutter zu wenden.»

Dies Bekenntnis zeigt mit unübertrefflicher Deutlichkeit, wie die Parteilichkeit des Lehrers die kameradschaftlichen Beziehungen der Kinder untereinander verderben muss. Es zeigt, wie die Gunst des Erwachsenen den Mangel an solcher Kameradschaft, die ein so wichtiger Entwicklungsfaktor ist, dem Kinde niemals ersetzen kann.

Dann ist dieser Bericht auch ein Zeugnis dafür, wie ausserordentlich weitgehend die Unterrichtsleistungen eines Kindes von seinem Verhältnis zum Lehrer abhängen. (Viele Einsender erzählen von solchen Metamorphosen, da ein bisher als ausgesprochen wenig begabt angesehenes Kind bei einem neuen Lehrer auf einmal «den Knopf auf tut».)

Und diese Jugendtragödie zeigt dann vor allem, wie verhängnisvoll es werden kann, wenn ein führungsbedürftiges Kind im Erzieher nicht den Helfer findet, der ihm im Kampfe gegen aufkeimende Fehler kräftig beisteht. Sie zeigt, wie dann Angst- und Schuldgefühl, durch keine zulängliche Sühne getilgt, einem Kinde schliesslich jeden moralischen Halt rauben, so dass es wehrlos allen Versuchungen erliegt und sich in hilfloser Reue, Selbstverachtung und Dumpfheit viele Jahre lang dahinschleppt. —

Für heute noch dies: Die Kinder haben

unter den pädagogischen Unzulänglichkeiten der Lehrer grundsätzlich nicht anders zu leiden, als unter den Fehlern der Erwachsenen überhaupt. Das Schulleiden stellt da schliesslich nur einen Spezialfall dar. Die meisten Irrtümer und Fehler, welche das Schulleben verdüstern, belasten z. B. auch das Familienleben und die Berufslehren, wenn auch hier die Auswirkungen auf Grund andersartiger Umstände andere sind. — Die Lebensgebiete

hängen so eng zusammen; der erzieherische Geist unserer Schulen wird sich nicht heben, wenn nicht unsere ganze Generation eine verständnisvollere, fröhlichere und selbstlosere Einstellung zur Jugend bekommt.

Weil wir ein wenig zur Erreichung dieses Zieles helfen möchten, wenden wir uns deshalb nicht nur an die Schulleute, sondern an alle.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Im Zeitalter der Technik

